

Unorthodox denken zwischen den Metropolen

Wolfgang Schivelbuschs Erinnerungen an New York und Berlin

Hans-Christian Riechers

Wolfgang Schivelbusch, der am 26. März dieses Jahres verstorben ist, war seit seiner *Geschichte der Eisenbahnreise* (1977) als unorthodoxer Kultur-, Technik- und Mentalitätshistoriker bekannt. Unter dem Titel *Die andere Seite* sind als sein nun letztes Buch Gespräche erschienen, die, angeregt von Alexander Fest, ein Lebensthema Schivelbuschs umkreisen, nämlich das *Leben und Forschen zwischen New York und Berlin* (so der Untertitel). In diesen Gesprächen lässt der Autor sich befragen, um, wie das Vorwort aufklärt, eine Schreibblockade auszumanövrieren. Die Belebung durch das Zwiegespräch mit wechselnden Gegenübern gelingt: Entstanden ist ein eigenwilliges Porträt Deutschlands und der Vereinigten Staaten von den 1970er-Jahren bis in die Zeit nach der Abwahl Donald Trumps. Das Buch erzählt aber zugleich eine Bildungsgeschichte, die sich zwischen den Ländern zuträgt, und gewährt Einblick in die Arbeit eines forschenden Intellektuellen.

Für Schivelbusch, geboren 1941, begann das Lebensthema Amerika mit den GIs, von denen er als Kind im Frankfurt der Nachkriegszeit beeindruckt war. Als er jedoch mit Ende 20 zum ersten Mal selbst in die USA ging, hatte er schon eine beachtliche, geradezu illustre akademische Ausbildung absolviert. Er hatte bei jüdischen Intellektuellen der Nachkriegszeit studiert, zunächst bei Theodor W. Adorno in Frankfurt, dann bei Peter Szondi in Westberlin, zum Dr. phil. wurde er von Hans Mayer geschlagen. Das sind nicht nur große Namen, sie stehen auch für eine Haltung, die sich als beharrlich nachfragender Stachel im Fleisch eines deutschen Konformismus in West und Ost verstand. Hinzu kamen literarisch vermittelte Lehrer wie Siegfried Kracauer und Norbert Elias. Vom Nonkonformismus dieser Vorbilder ließ Schivelbusch sich offenbar anstecken. Während er seine Dissertation über das sozialistische Drama schrieb, fuhr er in den Osten der ruinierten Stadt Berlin, um die Dramatiker Peter Hacks und Heiner Müller zu besuchen. In der Renitenz der Ostintellektuellen erkennt Schivelbusch im Nachhinein ebenjene in Westseminaren eingeübte Haltung wieder – wenn auch mit ungleich höherem Risiko –, die für ihn eine Brücke schlagen half. Müller sei »ein ähnlicher Typus« (66) wie Szondi gewesen. Müller hingegen erfand später eine befliessene Gelehrtenfigur namens Magister Schivelbusch (mit ie). »Ich war ihm nicht unsympathisch, aber intellektuell

habe ich ihn nicht beeindruckt« (41), so Schivelbusch gelassen aus der historischen Distanz.

Derart akademisch gerüstet, gelangte der junge Mann 1970 nach New York, angelockt von dort lebenden Freunden und nicht ahnend, dass er dort einen großen Teil seines Lebens verbringen würde. Denn im Unterschied zu anderen aus dem Berliner Komparatistikzirkel ging Schivelbusch nicht nur für kurze Zeit in die USA und dann zurück nach Deutschland, zum Rundfunk oder wieder an die Universität; überhaupt fand er seine Lebensaufgabe nicht in einer Institution, sondern jenseits davon. Und er entwickelte einen nicht institutionellen Blick in der Nachfolge der ›freischwebenden‹ Intellektuellen der Weimarer Republik wie Siegfried Kracauer und Walter Benjamin.

Das Amerika der Nixon-Ära, das Schivelbusch zunächst kennenernte, war von ungeheuren Zerwürfnissen geprägt, die Wahl Nixons war für ihn im Nachhinein der Wahl Trumps vergleichbar. Eine – mit Schivelbuschs Worten – »politisch korrekte« Stellungnahme dazu bleibt im Buch aber aus; stattdessen bekennt er, »zum verantwortungslosen Abenteurertum« zu neigen, und erinnert sich an die »großen Demonstrationen«, deren Zeuge er so werden konnte und deren »einzigartige Atmosphäre« (70) so anders war als bei den vergleichsweise biederem Protesten, wie er sie in Deutschland erlebte.

Was dieses Buch lesenswert macht, sind insbesondere die Überblendungen der US-amerikanischen mit der (bundes-)deutschen Zeitgeschichte. Ein linksintellektuell sozialisierter junger Mann reist aus der in zwei Blöcke geteilten Stadt in die Metropole der westlichen Supermacht, die sich am Vietnamkrieg selbst zu zerstören droht, und findet über die Jahre etwas anderes, als er erwartet hatte, nämlich ein selbstbewusstes demokratisches Imperium, dem er, anders als seine deutschen Mitliegenossen es aus der Ferne tun, eine Berechtigung zugestehen muss. Auch findet er einen unerschöpflichen kulturgeschichtlichen Fundus, aufbewahrt in einigen der besten Bibliotheken der Welt, die er eifrig nutzt.

Bemerkenswert ist, dass sich in diesen zwei so unterschiedlichen Welten und politischen Realitäten ähnliche lebensweltliche Erfahrungen und Beobachtungen ineinander spiegeln. Der »graue Markt« für Chartertickets in die USA und die Frachtzonen und »Schmuddelecken« (71) der Flughäfen, wo diese abgefertigt werden, gemahnen Schivelbusch an den Interzonenzug zwischen Frankfurt und Berlin, nur in der kapitalistischen Variante. Ein ganz ähnlicher Eindruck drängt sich bei Autofahrten durch Amerika auf, wenn die aus der »totalen Freiheit und Natur zur Zeit der Indianer« geborene Landschaft inzwischen »radikal privatisiert und parzelliert« ist und dem Individuum nicht zugänglich: »Das erinnerte mich an die Interzonen-Autobahn auf dem Weg von Westdeutschland nach Berlin: Abbiegen verboten! Und anhalten nur an den vorgeschrivenen und kontrollierten Parkplätzen. Die Blicke aus dem Auto in die amerikanische Landschaft waren ähnlich gespenstisch wie die beim Transit durch die DDR.« (89)

Trotz solcher Beobachtungen verwundert es bei einem Erinnerungsbuch doch, wie wenig hier das biografisch Partikulare in den Fokus des Gesprächs rückt. Denn nur selten wagt sich der Gelehrte aus dem Gehäuse der Ding- und Bibliothekengeschichten – das muss kein Manko sein, aber damit tendiert der Gesprächsband dazu, ein zusammenfassender Kommentar zum Lebenswerk Schivelbuschs zu werden, nur eben mit Fokus auf das Thema USA.

Besonders offensichtlich wird dies, als Schivelbusch auf die wieder und wieder gestellte Frage antwortet, in welchen Details sich denn die Gentrifizierung und Touristifizierung Manhattans in seiner Lebenswelt gezeigt habe. Was man hier nach insistierendem Fragen endlich zu lesen bekommt, ist, man traut seinen Augen kaum, die Geschichte der zum Park umfunktionierten Güterbahnstrecke *High Line* im Meatpacking District, heute, wie Schivelbusch selbst bemerkt, eine große Touristenattraktion in Manhattan. Und all die Leute, die auf der *High Line* entlangspazieren, bekommen auf Infotafeln vor Ort und im Wikipediaeintrag auf ihrem Smartphone genau die gleiche Geschichte aufgetischt, die Schivelbusch erzählt: Güterbahnlinie – Umgestaltung zum Park – Touristifizierung. Es ist die Geschichte der Dinge, deren Prophet Schivelbusch einmal gewesen ist und die nun als das Offensichtliche zutage liegt. Insofern kann man hier eine Selbsthistorisierung beobachten: Was Schivelbusch früh beschrieben hat, ist *common sense* geworden.

Allerdings war das, was die großartigen Dinggeschichten Schivelbuschs belebte, vielleicht gerade jener kritische Impuls, den ihr Autor heute als routiniertes linksliberales Mindset abtut, der im Widerstreit mit einem (wenn man so will) konservativen Impuls lag, welcher – durchaus im Sinne der Frankfurter Schule – die Verluste des Fortschritts bezifferte, ohne deshalb die Gesellschaft petrifizieren zu wollen. Dieses innere dialektische Geschehen war das Besondere an Schivelbuschs Ansatz, und nicht die Summe der Analysen.

Deshalb wirkt wohl auch das am Ende dieses Buchs vorgetragene Hohe Lied der *Reaganomics*, durch die alle reich geworden seien und die Linken sich plötzlich Häuser in der Toskana hätten leisten können, irritierend undialektisch. Eine Andeutung, welche Verluste – in der Gesellschaft, in der Natur, auch im Wirtschaftssystem selbst usw. – durch dieses angebliche Wunderwerk zu verzeichnen sind, bleibt aus. Stattdessen präsentiert der Autor eine Reihe weiterer derart fragwürdiger Einschätzungen. So gemahnt die provokative Vision, ein »fortdauerndes Trump ante portas« trage zur Belebung des politischen Diskurses bei, indem es »das neoliberalen Selbstbewusstsein [...] in seine Schranken weisen könnte« (330), an die unbedachte Routine einer notorischen ›Konsensstörung‹. Auch hier sucht man vergebens nach einer Bezifferung der Verluste für das demokratische System. Und ebenso schal schmeckt es, wenn Schivelbusch schließlich den Helden der *Rambo*-Filmreihe und auch den Attentäter von Oklahoma City, Timothy McVeigh, als symbolhafte Rächer des kleinen Mannes ernst nimmt – Letzteren, der 188 Menschen in die Luft sprengte, gar einen Outlaw »vom Typ Robin Hood und Karl Mohr [sic!]« (328) nennt. Selbstver-

ständlich geht es hier um ›symbolische Formen‹, aber wo ist der kritische Finger, der auf den Unterschied hinweist? Und zeigt sich nicht in diesen zweifelhaften Identifikationsleistungen das, was den Kulturwissenschaften mancherorts den Ruf eingebrachten hat, auf komplizierten Wegen zu einfachen Trugschlüssen zu gelangen?

Trotz dieser markanten Schwächen am Schluss ist das Buch mehr als ein Reiseführer durch die Themen und das Gedankengebäude dieses innovativen Gelehrten und unangepassten Intellektuellen: Durch Schivelbuschs Tod sind diese Gespräche zu so etwas wie seinen Memoiren geworden – und zu einer Einladung, sich weiterhin mit seinem Werk auseinanderzusetzen.

Schivelbusch, Wolfgang (2021): Die andere Seite. Leben und Forschen zwischen New York und Berlin. Hamburg: Rowohlt.